

Ludwig Muth

Ist ein goldenes Buchzeitalter zu erwarten?

Der Börsenverein des Deutschen Buchhandels feiert im April sein 150jähriges Bestehen. Futurologen müßten eigentlich dem Buchhandel aus Anlaß dieses Jubiläums eine großartige Prognose stellen. Das Wachstum des Buchmarkts scheint untrennbar mit der Dynamik der zivilisatorischen Entwicklung verknüpft. So etwa könnte die Prognose lauten:

Lesen ist notwendig, wenn man sich in einer immer differenzierter werdenden Welt zurechtfinden und behaupten, wenn man dem Wandel beruflicher Ansprüche auf der Spur bleiben, wenn man die andrängende Flut von Informationen einordnen und nutzbar machen will. Der allem Neuen offene, auf lebenslanges Lernen angelegte Mensch müßte eigentlich die Leitfigur des ausgehenden 20. Jahrhunderts sein. Was heißt dies anders, als daß – im Gegensatz zu der finsternen Voraussage vom Ende des Gutenberg-Zeitalters – die Epoche des Lesers erst anbricht, daß die Demokratisierung des Buchs in einem letzten großen Wellenschlag auch die altliterarischen Randsiedler unserer Gesellschaft noch erreicht, daß die Statistik Jahr für Jahr mehr Buchumsatz, mehr Neuerscheinungen und eine immer größere Beteiligung an der Frankfurter Buchmesse wird melden müssen?

Auch das politische System der Bundesrepublik scheint ein wachsendes Lesebedürfnis zu verlangen. Mehr Demokratie wagen – das setzt politische Reife voraus, Auseinandersetzung mit alternativen Positionen. Dies wiederum bedarf einer gründlichen Beschäftigung mit den Strukturproblemen der Gegenwart, die in den flüchtigen Massenmedien nur angerissen werden können. Der mündige Bürger muß lebenslang lernbereit, das heißt aber auch lesebereit sein.

Schließlich scheint Lesen als persönliche Lebenshilfe immer unentbehrlicher zu werden. Das Buch als Freund ist ein Topos, den man in den Selbstaussagen prominenter Leser bis in die Antike zurückverfolgen kann. Als Beispiel dafür ein Sonett des Francisco de Quevedo, übersetzt von Karl Voßler (aus: *Lyrik des Abendlands*, 246):

Geborgen friedlich hier an ödem Ort,
Von guten wenigen Büchern nur umgeben,
In Zwiesprach mit den Toten still zu leben,
Lausche ich lesend auf erstorbnes Wort.

Oft unverstanden, liegt doch fort und fort
Das Buch bereit, mir Trost und Rat zu geben,

Mit schweigender Musik mich zu umschweben,
Und weist dem Traume hier sein waches Dort.

Die großen Seelen, die der Tod verbannt,
Und die verblaßt sind in der Jahre Dunst,
Erstehn befreit, mein Freund, durch Buchdrucks Kunst.

Die Stunden fliehn und eilen unverwandt, –
Die besten nur, dem Studium zugewandt
Zu unsrer Läuterung, spenden volle Gunst.

Heute hat die quasi personale Beziehung zum Buch eine besondere Bedeutung gewonnen; denn durch den Urbanisierungsprozeß, durch die Reduktion des Familienverbands auf die Kleinfamilie, durch die beruflich erzwungene Mobilität ist der moderne Mensch aus tragenden Traditionen herausgerissen, werden Lebenserfahrungen kaum noch weitergegeben, Rollen kaum noch vorgelebt. Die Folge ist eine große innere Unsicherheit, die durch den permanenten Szenenwechsel in seiner Umwelt noch gesteigert wird.

In dieser Situation bieten sich Bücher an als Konstanten der menschlichen Existenz, jederzeit und allerorts verfügbar, Erfahrungsspeicher, Dialogpartner, Ratgeber.

Auch der Familienroman, die Liebesgeschichte, das Jugendbuch werden zur Lebenshilfe. In ihnen können Verhaltensweisen nacherlebt und phantasievoll durchgespielt werden, die im eigenen Lebensprogramm nicht mehr vorgesehen sind. Ist nicht anzunehmen, daß in dem Maße, in dem die eigene Existenz zivilisatorisch genormt wird, die Nachfrage nach dem Abenteuer aus zweiter Hand wächst, daß der Arbeitnehmer, tagsüber von Terminen, Absatzzielen, Mengenvorgaben gesteuert, abends und an den langen Wochenenden um so lieber ins Reich des Don Quijote überwechselt, in die ungestörte Freiheit der Phantasie? Fernsehen ist für ihn doch nur eine Außensteuerung mit anderen Mitteln. Wenn er selbst – endlich einmal – den Rhythmus seiner Gedanken und Empfindungen bestimmen will, dann bleibt ihm schließlich doch nur das gedruckte Wort. So müßte also auch der moderne Freizeitmensch eigentlich ein eifriger Leser sein.

Enttäuschte Erwartungen

Stellt man solche Erwartungen eines goldenen Buchzeitalters den demoskopischen Beobachtungen der letzten 20 Jahre gegenüber, dann ist man schnell ernüchtert. Ein solcher Vergleich von beobachteter Vergangenheit und erwarteter Zukunft mag erlaubt sein; denn die eingangs geschilderten Erwartungen sind nichts anderes als eine Hochrechnung aus den Erfahrungen der Nachkriegszeit. Alle Elemente dieser Prognose sind uns aus den letzten 10–20 Jahren wohl bekannt: der Zwang zur beruflichen Weiterbildung, die Probleme der Wissensexplosion, die Auflösung elementarer Gruppenbindungen, die Rollenunsicherheit, der Ruf nach dem informierten Bürger – ein Ensemble von Leseimpulsen.

In Wirklichkeit hat die Lesefrequenz in der Bevölkerung sich überhaupt nicht verändert. Die folgende Trendstatistik des Instituts für Demoskopie in Allensbach zeigt, daß das Verhältnis von Intensivlesern, Quartalslesern und Nichtlesern zueinander in einem geradezu beängstigenden Maß konstant geblieben ist, obwohl im gleichen Zeitraum die 40-Stunden-Woche und damit die Fünftagewoche zur Regel wurde und obwohl durch die Entwicklung des Taschenbuchs über 10 000 verschiedene Titel heute noch zum Preis einer Kinokarte erworben werden können (Schmidtchen, 1974, 713).

Lesegewohnheiten

Es haben zum letzten Mal ein Buch gelesen:	Mai 1953	September 1962	Oktober 1967	Oktober 1973
	./.	./.	./.	./.
– in den letzten 14 Tagen	43	39	43	44
– bis 4 Wochen her	9	10	8	8
– bis 1 Jahr her	24	24	22	20
– länger her, lese nicht,	24	27	27	28
– weiß nicht, keine Angabe	—	—	—	—
	<hr/> 100	<hr/> 100	<hr/> 100	<hr/> 100

Diese Konstanz erscheint zunächst rätselhaft angesichts der gewaltigen Zunahme der Jahresproduktion deutscher Verlage. 1953 erschienen 12 000 Neuerscheinungen, 1973 registrierte man etwa 40 000 Novitäten, wovon freilich maximal nur ein Drittel für die private Lektüre bestimmt ist. Die Novitätenexplosion hängt wesentlich zusammen mit der Differenzierung der Forschung, der Expansion der Hochschulen und des gesamten Bildungswesens und „Verwissenschaftlichung“ der beruflichen Praxis. Sie schlägt sich also in einem beträchtlichen Maß nieder in den Magazinen der Büchereien, in den Regalen der Hochschuleseminare, in den immer umfänglicher werdenden Handapparaten, in Verwaltung und Industrie. Aber auch in den deutschen Haushaltungen konnte das Institut für Demoskopie in Allensbach eine beträchtliche Kumulierung der Buchbestände beobachten (Schmidtchen, 1974, 716).

Besäß 1955 nur jeder zehnte Haushalt, so besitzt heute jeder dritte Haushalt 100 Bücher und mehr. Wo *Buchbesitz* auch *Buchnutzung* bedeutet, wachsen die Buchbestände am schnellsten. Die Zahl der bücherlosen Haushalte ist sehr stark zurückgegangen. Aber bedeutet der zaghafte Einzug von Büchern in die Wohnungen auch schon einen nachhaltigen Leseanreiz? Eher ist anzunehmen, daß geringer Buchbesitz totes Kapital ist, sonst müßte die Entwicklung der Lesefrequenz mit dem Anstieg des Buchbesitzes in den deutschen Haushalten parallel laufen.

Buchbesitz in den deutschen Haushalten

	1955 ./.	1962 ./.	1967 ./.	1973 ./.
keine Bücher	35	20	9	6
weniger als 10 Bücher	11	11	6	5
10 bis unter 30 Bücher	22	29	26	23
30 bis unter 100 Bücher	19	26	33	35
100 Bücher und mehr	10	13	26	31
keine Angaben	3	1	—	—
	<hr/> 100	<hr/> 100	<hr/> 100	<hr/> 100

Bücher sind jetzt in fast allen Haushalten vorhanden. Warum wird trotzdem nicht intensiver gelesen? Das Buch steht in einer Konkurrenz von Freizeitangeboten, insbesondere im Wettbewerb mit den elektronischen Medien. Zu Beginn unseres Beobachtungszeitraums (1953) war das Fernsehen in 4 Prozent aller Haushalte vertreten, heute steht in 95 Prozent aller Wohnzimmer ein Fernsehgerät. Das Angebot des Hörfunks ist vielfältiger geworden, es wird fast rund um die Uhr gesendet. 1967 investierte der Bundesbürger rund 25 Stunden pro Woche, 1973 rund 31 Stunden in den Medienkonsum. Der Mehraufwand von durchschnittlich 6 Freizeitstunden kommt aber einseitig dem Fernsehen, dem Radio- und dem Schallplattenhören zugute. Die Lektürezeit dagegen ist geringfügig rückläufig (Schmidtchen, 1974, 710).

Einsamkeit und Freiheit des Lesers

Charakteristisch für die Funkmedien ist, daß sie von mehreren Personen gleichzeitig empfangen werden können. Niemand wird gestört, wenn ein anderer hinzutritt. Im Gegenteil, oft ist es geradezu erwünscht, daß man sich während der Sendung über Details unterhalten kann. Funk und Fernsehen schneiden die unmittelbare soziale Verbindung nicht ab.

Der Leser hingegen muß sich auf sich selbst zurückziehen, wenn er sich in ein Buch vertiefen will. Auch dies ist wieder von vielen prominenten Lesern geschildert worden. „Wenn der Tag mit wichtigen und schmutzigen Geschäften vorüber ist und der Abend kommt“, schreibt Machiavelli in einem Brief, „dann hülle ich mich in festliche Gewänder, nehme die Alten zur Hand und nähre mich an dieser Speise, die für mich geschaffen ist“ (Schnabel, 1951, 350f.). Auch die sozialemprirische Durchleuchtung des Lesevorgangs zeigt, daß Außenkontakte für den Leser Störfaktoren sind. Vorübergehende soziale Distanz ist eine psychologische Prämisse des Lesens.

Im Rückzug auf sich selbst und seinen Dialogpartner Buch findet der Leser zu jenem Maß an innerer Selbstbestimmung, die immer wieder als der eigentliche Gewinn einer Lektüre beschrieben wird. Die Begriffe Einsamkeit und Freiheit umreißen vielleicht am deutlichsten, was Buchlektüre von der Aufnahme der modernen Funkmedien unterscheidet. Jeder ernsthafte Umgang mit einem Buch enthält auch den Entschluß, sich zu separieren. Einsamkeit ist eine Voraussetzung, Freiheit ein möglicher Gewinn. Das Maß an Freiheit ist freilich unterschiedlich.

Man spricht, zu Recht oder zu Unrecht, von hohem oder niederem Lesen, vom Erlebnis der Dichtung und vom bloßen Literaturkonsum. Dies wird meistens im Bild der Pyramide verdeutlicht. An ihrer breiten Basis ist Lesen kaum mehr als ein Fluchtvorgang. An der Spitze ist es Ausdruck höchster Individualität.

In diesem Bild der Lesepyramide steckt nicht nur eine qualitative, sondern auch eine quantitative Aussage: An der Basis ist der Lesebedarf standardisierbar, zur Spitze hin setzt eine ungeheure Differenzierung ein. Daher steht auf dem Buchmarkt eine Minderheit von Büchern, die hohe Auflagen erreicht, einer Mehrheit von Publikationen gegenüber, die von vornherein für relativ kleine Lesergruppen geschrieben und verlegt wurden.

Die Bedienung der individuellen Nachfrage – auf Dauer unbezahlbar?

Kein Zweig der freien Wirtschaft operiert mit so vielen „Spezialitäten“. Während es auf dem Arzneimittelmarkt etwa 60 000 verschiedene Medikamente gibt, macht der deutsche Sortimentsbuchhandel etwa 250 000 Einzeltitel verfügbar. Vom betriebswirtschaftlichen Standpunkt aus ist dieses Verfügbarmachen eine fragwürdige Sache, nur durch Mengengeschäfte, das heißt durch den Verkauf von Longsellern und Bestsellern, allenfalls noch durch kluge Diversifikation, das heißt Einbeziehung verwandter Artikel in das buchhändlerische Angebot, kompensierbar. Bisher ist es im großen und ganzen gelungen, die Balance zu halten zwischen der Bedienung des individuellen Buchbedarfs und dem Geschäft mit der Massennachfrage. Aber es ist nicht zu übersehen, daß die literarische Versorgung kleinerer Zielgruppen, weil sie einen unverhältnismäßig hohen Personaleinsatz erfordert, immer unrentabler wird.

Der Autor hat heute ähnliche Sorgen. Oft steht seine geistige und kreative Investition in einem umgekehrt proportionalen Verhältnis zu den Verbreitungschancen seines Buches. Es fehlt nicht an Versuchen, diese Unzufriedenheit zu organisieren und gegen das buchhändlerische Kommunikationssystem auszuspielen. Aber daß die nichtssagenden Memoiren einer Fernsehansagerin Bestsellerziffern erreichen, während ein Stück experimenteller Prosa oder eine in langen Jahren gereifte wissenschaftliche Arbeit oft nicht einmal tausend Käufer findet, ist nicht dem kapitalistischen Vermittlungssystem Buchhandel, sondern der Struktur des Lesemarkts anzulasten. Nur wenn man die Lese-
pyramide auf den Kopf stellen könnte, wäre eine Veränderung dieser Verhältnisse möglich. Das Publikum müßte generell das anspruchsvollere dem leichteren Buch vor-

ziehen. Eine solche Leserevolution ist aber bisher weder in einem sozialistischen noch in einem demokratischen System gelungen, ja es gibt nicht einmal ein pädagogisches Modell dafür, wie man eine solche Verhaltensänderung wenigstens langfristig durch Erziehung erreichen könnte.

Die Freiheit, die Autor, Verleger und Sortimentler unter diesen Umständen gewinnen können, besteht nicht darin, die Strukturen zu ignorieren, sondern darin, sich soweit als möglich unabhängig zu machen von Geldgebern, die mit ihrem Zuschuß unsachgemäße Erwartungen verbinden. Die Freiheit des literarischen Lebens wird nicht durch Appelle an Staat und Gesellschaft, sondern durch das Prinzip der Selbstsubvention gewährleistet.

In der Geschichte der führenden deutschen Verlagshäuser kann man nachlesen, wie souverän dieses Prinzip immer schon gehandhabt wurde. Aus dem kontinuierlichen Absatz „problemloser“ Longseller, aus Anzeigenerlösen, aus der Verwertung von Nebenrechten flossen die Mittel für das literarische Experiment und für Editionen, die kaufmännisch betrachtet auf lange Zeit als Minusgeschäft anzusehen waren. Bezeichnenderweise werden die profilierten Verleger in der Öffentlichkeit nicht an ihren Bilanzerfolgen gemessen, sondern vor allem an ihrem Engagement für die „unverkäuflichen“ Bücher, was freilich den wirtschaftlichen Erfolg auf anderen Gebieten zwingend voraussetzt.

Aber wird dieses privatwirtschaftliche Mäzenatentum auch in Zukunft noch möglich sein? Es ist nicht nur durch die inflationäre Kostenentwicklung und eine enteignungsartige Steuerpolitik, die die Bildung längerfristiger Ertragsreserven verhindert, gefährdet, sondern vor allem auch durch die Kurzlebigkeit des Buches, die es dem Verleger schwermacht, für seine „Risiko-Titel“ einen Ausgleich zu schaffen in einer Liste von Titeln, die ihm einen Dauerabsatz garantieren. Der Instabilität sind sogar Schulbücher und Gebetbücher unterworfen, die von früheren Verlegergenerationen wegen ihrer Langlebigkeit „Brotartikel“ genannt wurden.

Die Sozialbilanz des Buchhändlers

Auch im Sortimentsbuchhandel ist das Prinzip der Selbstsubvention nachhaltig in Frage gestellt. Warum eigentlich die aus den Mengengeschäften erwirtschaftete Rendite in wirtschaftlich aussichtslose Programme stecken? Warum angesichts der steigenden Mietkosten den Umsatz je Quadratmeter künstlich herunterdrücken, indem man kostbaren Verkaufsraum auch Büchern mit geringer Umschlaggeschwindigkeit zur Verfügung stellt? Warum noch einzelne Bücher besorgen, wenn die Handelsspanne nicht einmal die Aufwendungen für den Bestellvorgang deckt? Ist das Prinzip der Selbstsubvention nicht eine spätbürgerliche Ideologie, die nur den Blick dafür verstellt, daß es seit eh und je gutgehende Buchgeschäfte gibt, die rein nach ökonomischen Gesichtspunkten geführt werden – Verlage, die nur gängige Titel produzieren, Buchläden, die

nur Bücher führen, welche man stapelweise absetzen kann? Auch Buchgemeinschaften können es sich nicht leisten, ihre Auswahl mit Titeln für Minderheiten zu belasten. Lizenzbücher, die die Verkaufserwartungen nicht erfüllen, werden rasch aus dem Katalog verschwinden und sind damit für das Klubmitglied unerreichbar geworden.

Hier gibt es nichts zu verdrängen: Auch diese rein kommerziell orientierten Einrichtungen gehören zum Kommunikationssystem Buchhandel und tragen, wenn nicht zu seinem Profil, so doch zu seiner wirtschaftlichen Basis erheblich bei. Das Prinzip der Selbstsubvention würde in vielen renommierten Verlagen nicht mehr funktionieren, wenn nicht Buchgemeinschaften, Kettenläden, Schreibwarenhandlungen, Versandhandlungen, Reisevertreter und Kioske zusätzliche Absatzchancen in den Randgebieten des Lesermarkts garantierten.

Der klassische Sortimentsbuchhandel sieht diese Vertriebseinrichtungen heute mit anderen Augen an. Während man früher eher geneigt war, sie im Gefühl kultureller Überlegenheit zu ignorieren, so ist derzeit eine gewisse Versuchung nicht zu leugnen, sich ihnen anzupassen. Dabei gilt es vor allem, den personalaufwendigen Individualservice zu überprüfen, der neben den steigenden Mietkosten am stärksten das Betriebsergebnis belastet. Die differenzierte Lagerhaltung, die qualifizierte Beratung, das Besorgen nichtvorrätiger Einzeltitel, die gezielte Information spezieller Kunden über wichtige Neuerscheinungen, bibliographische Recherchen, die notwendige Unterrichtung über Neuerscheinungen durch Eigenlektüre, Rezensionen und oft stundenlange Gespräche mit den Verlagsvertretern – das alles ist zeitaufwendig und setzt eine Qualifikation voraus, die man nicht „nach Tarif“ einkaufen kann. 12,5 Prozent seines Umsatzes setzt der Sortimentsbuchhändler durchschnittlich für Gehälter ein, 2,5 Prozent mehr als der Einzelhandelsdurchschnitt. Wie lange kann diese Belastung noch durchgehalten werden?

Zur Zeit garantiert der feste Ladenpreis noch, daß der Wettbewerb im Buchhandel vor allem ein Servicewettbewerb ist. Würde es aber durch Aufhebung dieser gesetzlichen Sonderstellung des Buches zu einem Preisverfall, gerade bei den in Mengen absetzbaren Büchern, kommen, so wäre, wie das Beispiel Schweden zeigt, das Prinzip der Selbstsubvention aus den Angeln gehoben. Zumindest in den kleineren und mittleren Städten wäre der Buchhandel nicht mehr in der Lage, aus den Erträgen der Bestseller, Schulbücher und anderer Brotartikel jenen Apparat zu unterhalten, der zur Bedienung der Individualnachfrage notwendig ist.

Wahrscheinlich würde das zu einer anderen Rollenverteilung zwischen Buchhandel und Büchereien führen. In den angelsächsischen Ländern beispielsweise hält das Sortiment in der Regel nur das kommerziell Interessante auf Lager. Kunden mit speziellen Buchwünschen werden an das bibliothekarische Besorgungssystem verwiesen. Eine längst fällige Anpassung deutscher Verhältnisse an das Weltniveau? Der Blick über die Grenze zeigt jedenfalls, daß das buchhändlerische Prinzip der Selbstsubvention eine spezifisch kontinentale Entwicklung ist, keineswegs naturgesetzlich abgesichert, daß man also etwas tun muß, wenn man es für erhaltenswert hält.

Damit wird weder der Sonntagsrednerei noch einer lärmenden Öffentlichkeitsarbeit das Wort geredet. Es geht zunächst um Strukturkenntnis und um daraus ableitbare Kriterien für die eigene Arbeit. Woran soll der Buchhändler seine Leistung messen? Gewiß nicht nur am Lagerumschlag und am Quadratmeterumsatz, gewiß nicht nur an dem spezifischen Engagement für Minderheiten. Notwendig wäre so etwas wie eine Sozialbilanz, innerhalb derer auch der in sich unrentable Einsatz für die Individualität kalkulierbar würde. Solange aber die Diskussion um die Sozialbilanz noch nicht zu anwendungsfähigen Formeln geführt hat, muß das Prinzip der Selbstsubvention wenigstens zu einer qualitativen Selbstdefinition ausreichen. Es ist im Grund nichts anderes als die Neufassung einer traditionellen buchhändlerischen Maxime: mit strengen ökonomischen Maßstäben metaökonomische Ziele zu verfolgen.

Das von den Bildungspolitikern angekündigte goldene Buchzeitalter kann dem Börsenverein und seinen Mitgliedsfirmen nicht in Aussicht gestellt werden. Eher ist mit einer Verschärfung der disproportionalen Entwicklung von Buchproduktion und Buchlektüre zu rechnen. Im wissenschaftlichen Bereich hat sich der Wissensstand von 1800 bis 1900 verdoppelt. Die zweite Verdoppelung vollzog sich bereits in 50 Jahren, zwischen 1900 und 1950, die dritte Verdoppelung zwischen 1950 und 1960, also in 10 Jahren (Arntz, 1969, 137–174). Diese Potenzierung des Wissens wird auch weiterhin von einem Publikationsstrom begleitet werden, wird zu noch mehr Fachzeitschriften und noch mehr Büchern führen müssen. Sofern diese Literatur nicht zum unmittelbaren „Verbrauch“ in Studium und Arbeitsplatz bestimmt ist, wird sie die Bibliotheken vor fast unlösbare Magazinierungsprobleme stellen. Texte müssen dann raumsparend gespeichert werden. Man wird sich darum darauf einstellen müssen, mit Mikrofilmen zu arbeiten und vielleicht in einer späteren Phase Texte an Bildschirmen zu studieren. Die technische Speichermöglichkeit von Texten wächst mit dem Einsatz dieser Mittel fast ins Unbegrenzte.

Gerade angesichts dieser Möglichkeiten wird man sich aber der Grenze menschlicher Aufnahmefähigkeit bewußt. Schneller lesen? Das stößt an physiologische Grenzen, wie neuerdings namhafte Wissenschaftler nachgewiesen haben. Mehr Freizeit investieren? Das ist nach den vorliegenden Beobachtungen nicht zu erwarten. Die alternativen Freizeitangebote sind verlockend und zu erheblich geringeren psychologischen Kosten zu haben. Effizientere Leseerziehung an unseren Schulen? Eher wächst die Gefahr, daß eine auf Systemveränderung bedachte Pädagogik, im Namen der neuen Aufklärung, die Entwicklung von Individualität verhindert. Nicht von ungefähr zielen einige Bildungsplaner auf eine Diskriminierung der Literatur und der Kultursprache als Herrschaftsmittel der bürgerlichen Klasse. Mehr Leseanreize in den Elternhäusern durch die wachsenden Buchbestände? Die bisherige Entwicklung steht solchen optimistischen Erwartungen entgegen. Die vorliegenden wissenschaftlichen Erkenntnisse berechtigen *nicht* zur Voraussage eines goldenen Buchzeitalters.

Wenn diese Folgerung stimmt, dann ist die Demokratisierung des Lesens alles andere als ein ehernes Gesetz unserer Geschichte, dann wäre es schon ein Erfolg, wenn jeder

zweite Bürger, der Lesen gelernt hat, ein Verhältnis zum Buch behält oder gewinnt, dann müssen alle Kräfte darangesetzt werden, kritikfähige Lesebereitschaft, wo sie sich äußert, lebendig zu erhalten.

Neben den Bibliotheken werden die klassischen Sortimentsbuchhandlungen unentbehrliche Verstärkerinstanzen sein. Es ist also nicht gleichgültig, ob sie sich aus respektablen, kaufmännischen Gründen auf die Rolle des Distributeurs zurückziehen werden, oder ob sie auch künftig durch ihre Arbeit versuchen, den Leser zu Einsamkeit und Freiheit zu ermutigen.

Literaturverzeichnis: Helmut Arntz, Die Zukunft des wissenschaftlichen Buches, in: Das wissenschaftliche Buch, hrsg. v. Peter Meyer-Dohm (Hamburg 1969); Lyrik des Abendlandes. Gemeinsam mit Hans Hennecke, Kurt Hohoff und Karl Vossler hrsg. v. Georg Britting (München 1963); Gerhard Schmidtchen, Lesekultur in Deutschland 1974, in: Archiv für Soziologie und Wirtschaftsfragen des Buchhandels XXX = Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel – Frankfurter Ausgabe Nr. 39 (1974); Franz Schnabel, Der Buchhandel und der geistige Aufstieg des Abendlandes, in: Der Katholizismus und der Verlag Herder (Freiburg 1951).